Der Fall Waffliow.

Roman von Paul Oscar Höder.

(2. Fortsetzung.)

Echardt, der den Arzt von dessen Sommeraufenthalt in Baden-Baden her kannte, hat, nach so lange bleiben zu dürfen, bis Rückenstich seine Diagnose geäußert. Da Martha das Krankenzimmer nicht mit betrat, so leistete der junge Jurist ihr in der Zwischenzeit Gesellschaft, so gut er's vermochte, versuchend, sie zu trösten.

Die Consultation dauerte lange. Waffliow kam einige Male zu den Weiden herüber; wenn die Thür aufging, hörte man dann stets den poltrigen Ton des Medizinalraths oder die matte, gequälte Stimme des Leidenden. Der Russe berichtete, daß Rückenstich durchaus nicht jart mit dem Kranken verfähre. Er bewege sich, daß seine Berthe, etwas brutale Art den passiven Widerstand beseitigen werde, den Zustand allen Versuchen, ihm zu helfen, entgegenzubringen genöthigt sei.

Jemlich aufgeregter und zugleich abgepannt verließ der alte Arzt schließlich den Kranken, in Martha's kleines Wohnzimmer sich begebend, um den dort Versammelten zu erklären, was er von dem Fall hielt.

„So was ist mir mein Lebtage noch nicht vorgekommen!“ hob er an, sich den Schwefel von der Stirn wischend. „Ein Mensch — kenne ich und wer — und macht Einem solche Fesseltanten!“

„Gesund?“ fragte Martha konsternirt. „Und die Lähmung?“

„Er ist nicht gelähmt!“ rief der Medizinalrath. „Ich verstehe doch auch noch was davon, zum Henker! Ich habe die Glieder, die Gelenke, die Muskelpartien genau untersucht. Es funktioniert Alles tadellos. Das Erste wäre nämlich, daß z. B. die Knie nicht reagiren, wenn man oberhalb des Gelenks einen leichten Schlag gegen die Muskelpartie ausführt. Aber es ist Alles in Ordnung wie bei einem Grenadier, den man zum Dienst aushebt.“

„Und Herz, Lunge — die inneren Organe.“ — warf Herr von Echardt ein. „Sind ebenjowenig affectionirt?“

„Ein bißchen schwach mag er sich fühlen, das gebe ich zu. Legen Sie einen gesunden Menschen für ein paar Wochen in's Bett und geben Sie acht, in welchem Zustand er sich befinden wird, wenn er dann plötzlich aufstehen soll. Ein organisches Leiden liegt absolut nicht vor.“

„Aber was ist es denn, um Gotteswillen?“ rief Martha. „Es kann doch nicht nur seine Absicht sein, uns zu ängstigen?“

„Seine Absicht — nein. Seine Krankheit ist einzig und allein die, daß ihm der Wille fehlt, gesund zu sein.“

„Wie soll man das verstehen?“

„Er ist hysterisch. Das ist sonst eine Krankheit von Frauen, die nichts in der Welt zu thun haben, denen es zu gut geht.“

„Und Sie meinen, Herr Medizinalrath, wenn er den festen Willen hätte, gesund zu werden, würde er sich aus diesem Zustand der Schwäche lösen können?“

„Nicht mit einem Schlage. Der Körper ist geschwächt — so gesund die Organe sind.“

„Und die Nerven?“

„Ja, das ist es eben: diese Art von Menschen scheinen überhaupt nur aus Nerven zu bestehen. Dabei ist es durchaus ausgeschlossen, daß etwa eine Erkrankung des Gehirns mitspielt. Ein Mensch, der so klar und logisch Rede zu stehen vermag, wie Ihr Bruder, ist geistig durchaus normal. Es war ja ein wahrer Ringkampf, den ich mit ihm ausföhrte — ein Ringkampf mit Worten, mit Vernunfturtheilen.“

„Haben Sie ihn wenigstens dazu gebracht, daß er sich einmal erhob, Herr Medizinalrath?“ fragte Botho von Echardt.

„Schwer genug hielt's!“ seufzte der Arzt. „Waffliow hat wenigstens noch etwas Einfluß auf ihn. So setzen wir's also nach langem Hin und Her durch, daß er mit unseiner Unterstützung sich aufrichtete. Er zitterte aber am ganzen Leib wie Espenlaub. Und als wir ihn losließen, brach er haltlos zusammen. Hätten wir ihn nicht aufgefunden, er würde sich ein Loch in den Kopf geschlagen haben.“

„Mein Himmel!“ klagte Martha. „Aber wie soll das nur werden?“ Es muß doch einen Weg geben, um ihn wieder zu Kräften zu bringen?“

„Glauben Sie mir: es liegt lediglich bei ihm selbst. Der Arzt vermag da gar nichts. Waffliow sagte mir, was er Alles angeht habe. Elektricität hat nichts genützt. Massage ebensowenig. Ja, ich fürchte, ich fürchte: wenn der Unglückselige nicht von selbst zur Einsicht gelangt, dann bereitet sich da ein qualvolles, langes Siechthum vor.“

Martha schluckte erschüttert auf. „Ja, liebste Fräulein Spener, Sie haben mich doch gerufen, um die Wahrheit von mir zu hören. Soll ich Ihnen lieber etwas vorfluntern? Ihr Bruder ist rüftig. Er wäre heute schon in einem ganz anderen Zustand, wenn

sein Körper nicht so erstaunlich widerstandsfähig wäre. Aber gerade das birgt eine doppelte Gefahr in sich: diese Kräfte verbrauchen sich nur langsam, und wenn der Unglückselige dauerndem Siechthum verfällt, dann können ihn seine zwanzig, dreißig Jahre an's Bett fesseln. Weinen Sie nicht so herzzerbrechend, Fräulein Spener, gar so schlamm wird's ja wohl nicht werden. Sie müssen eben selbst dazu beitragen, daß der Patient wieder Luft am Leben findet.“

„Luft am Leben!“ sagte Martha bitter. „Sie wissen doch, was er durchgemacht hat.“

„Freilich, freilich. Die ganze Stadt war ja damals voll von dem schauerlichen Fall. Ich hab' ihm doch noch selbst gerathen, auf Reisen zu gehen. Zerstreung, Anregung zu suchen. Statt dessen bringen sie ihn nun in einem solchen Zustand heim. Es ist ein Jammer. Aber unthätig dürfen Sie nicht bleiben. Denn das kann ich Ihnen, so räthselhaft der Fall mir sonst ist, versichern — verbarrt der Unglückselige in seiner lethargie, dann schwinden seine Kräfte zusehends, dann wird es schließlich nicht mehr Einbildung, tranthastischer, thörichterer Wahn sein, daß er sich nicht mehr erheben kann, sondern grausame Wirklichkeit. Und wenn er später einmal endlich den Willen, wieder gesund zu werden, wieder am Leben Antheil zu nehmen, fände — dann ist er irrtümlich thätiglich unfähig geworden, über seine Muskeln, über seine Nerven zu gebieten — dann ist er, mit einem Wort, wirklich gelähmt!“

Die beiden Herren nahmen an der Verzweiflung der jungen Dame innigen Antheil. Herr von Echardt besteuerte ihr, daß er zu jedem Opfer bereit sei, welches sie von ihm verlange, daß sie, um dem Unglückseligen zu helfen, über seine Zeit, wie immer sie wolle, verfügen sollte. Auch der Medizinalrath erklärte, daß er trotz der barischen Aufnahme, die ihm der Kranke zunächst bereitet, jederzeit geneigt sei, ihr mit Rath und That beizustehen zu stehen. Leider aber könne ein Fremder — wie die Verhältnisse augensichtlich lägen — seiner Ansicht nach gar nichts ausrichten. Sie selbst müsse, in Gemeinschaft mit Waffliow, auf dessen Wort der Patient noch am ehesten zu hören scheine, dem Rathsel auf die Spur zu kommen suchen.

Stunden währte es nach dieser Consultation, bis Martha wieder einigermaßen ihre Fassung fand.

Sie jermarrerte ihr Hirn mit der Frage, wie sie auf den Bruder Einfluß gewinnen könnte. Er war apathisch, hörte kaum zu, wenn sie irgend ein Thema anschlug, von dem sie angenommen, daß es ihn interessieren müßte.

Ein inneres Leben verrieth sein Auge nur, wenn Sonja's Name in irgend einer Verbindung genannt wurde. Dann sah man seinen gequälten Zügen an, wie er sich in seine Erinnerungen vertiefte, bis ihn ein trampsartiger Anfall erfaßte und ihn in schmerzliches Weinen ausbrechen ließ.

Sie vermied es von nun an geistlich, den Kranken auch nur mit einer Silbe an Sonja zu erinnern. Was sie aber nicht verhindern konnte, war dies, daß Waffliow mit ihm über die Todte sprach.

Lange kämpfte sie mit sich. Sollte sie vor den Freund ihres Bruders hintretten und ihn darum bitten, die Vergangenheit nicht mehr zu berühren? Hatte sie ein Recht dazu? Und war es nicht grausam?

Janja hatte Gabriel Waffliow seine Schwester geliebt. Sein Schmerz um ihren frühen Tod war kaum geringer gewesen als der des Bräutigams, wenn er auch in seiner verschlossenen, in sich gelebten Art es nicht so nach außen zu erkennen gegeben hatte, wie der damals so exaltirte Zustand.

Zwei Seelen wohnten in ihrer Brust. Sie hatte Mitleid mit dem Kranken, und Etwas was Haf erfüllte sie trotzdem mehr und mehr gegen ihn.

Er hatte auf der ganzen Welt Niemanden bejessen als die Schwester, von der er sich geliebt wußte. Und die Erinnerung an dies unglückliche Wesen wollte sie ihm rauben? War sie nicht so schon seine Schuldnarin? Mit wie aufopferungsvoller Treue nahm er sich Jufus an! Und noch nie hatte sie ihm ein wirklich herzliches Wort gesagt — all seine summen, flehenden Verbungen hatte sie ignoriert.

Aber gerade die Macht, die er mit der Zeit über den Kranken gewonnen, war es, die ihr Furcht einjagte, und die sie zum Widerspruch herausforderte.

Eines Tages, als sie Jufus wieder in Thürnen aufgelöst antraf, sagte sie sich ein Herz und führte eine Aussprache mit dem Russe herbei.

Sie erinnerte ihn an die ersten Worte, die der Medizinalrath gesagt hatte. Man müsse dem Leidenden zunächst das geistliche Gleichgewicht wieder zu verschaffen suchen, sagte sie, und dürfe ihn daher nicht immer und immer wieder in diese schwermüthigen Gräbelein versinken lassen.

„Waffliow hörte sie unruhig an.“

„Haben Sie wirklich nicht die Empfindung,“ begann er, nachdem sie zu Ende gesprochen, in schillernder Verstimmung, „daß es mein einziges Sinnen und Trachten ist, Ihren Bruder dem Leben wiederzugeben? Was ist mir denn geblieben als meine Freundschaft? Was ich geliebt hatte, ist vom graufigen Tod hinweggerafft worden. Und was ich lieben möchte, bleibt kalt und unerbittlich.“

Gequält wich Martha vor ihm zurück. Sie konnte den flackernden Blick seiner Augen, die von einer innerlichen Gluth Zeugniß gaben, nicht ertragen.

„Fräulein Martha,“ fuhr er leiser, dringlich und in bebendem Tone fort, „Sie lassen mich!“

„Sie machen eine unbestimmte Bewegung. Er that ihr in dieser Minute wieder unfaßbar leid, und doch brachte sie's nicht über sich, das Wort, das er da, in ihrer Seele lebend, ausgesprochen, zurückzuweisen.“

„Ich bin der festen Ueberzeugung, Waffliow,“ sagte sie, noch immer mit sich ringend, indem sie ihm auswich, „daß Sie es gut mit meinem Bruder meinen — nun ja denn, und auch mit mir — aber ich habe das quälende Gefühl, daß Sie dem Kranken gegenüber nicht die rechte Art haben. Er mag selbst glauben, daß es ihm Vinderung und Trost bringt, mit Ihnen über die arme Sonja zu sprechen, sich in tausend Erinnerungen zu vertiefen, um ihr Bild immer von Neuem wieder vor sich erleben zu lassen. Aber hat der Kranke denn eine klare Vorstellung von dem, was ihm gut ist? Sie sind Arzt — Sie sind mit Rückenstich derselben Ansicht, daß ein seelisches, kein körperliches Leiden bei ihm vorliegt — also seien Sie auch Seelenarzt. Dulden Sie nicht, daß Jufus immer und immer wieder jener Epoche nachhängt. Diese fortgesetzten seelischen Aufregungen sind Gift für ihn. Ich fühle es — ich weiß es. Darum beschwöre ich Sie, bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, um Jufus mit Gewalt davon loszureißen.“

Sie hatte sich in große Erregung gesprochen. Waffliow senkte seine Blide, selbst mehr und mehr bewegt, in die Irnen.

„Also sprechen Sie es ruhig aus,“ sagte er tief aufathmend, „Sie haben kein Vertrauen zu mir.“

Sie antwortete nicht. Sein Blick, der aus flammendem Antlitz kam, zwang sie, die Lider niederzuschlagen. „Martha,“ hob er, die Stimme senkend, wieder an, „ich will Sie in Alles einweihen, will Ihnen darlegen, wie und mit welchen Hilfsmitteln ich Ihren armen Bruder dem Leben, der vollen Gesundheit wiederzugeben hoffe. Hören Sie mich an. Dann werden Sie erst verstehen. Und ich vertraue Ihr Mißtrauen nicht. Es lähmt mich, macht mich selbst krank. Denn ich — lassen Sie's mich doch endlich, endlich Ihnen gestehen — ich liebe...“

Es war ihr heiß und kalt überauslaufend. Ihr erregtes, trotziges Verbot hatte ihn gezwungen, abzugeben. Sie stredte abwendend die Hände nach ihm aus. „Nicht, nicht — ich dulde es nicht, daß Sie so zu mir reden! Hören Sie, Waffliow?“

„Haben Sie wirklich nicht die Empfindung,“ begann er, nachdem sie zu Ende gesprochen, in schillernder Verstimmung, „daß es mein einziges Sinnen und Trachten ist, Ihren Bruder dem Leben wiederzugeben? Was ist mir denn geblieben als meine Freundschaft? Was ich geliebt hatte, ist vom graufigen Tod hinweggerafft worden. Und was ich lieben möchte, bleibt kalt und unerbittlich.“

Gequält wich Martha vor ihm zurück. Sie konnte den flackernden Blick seiner Augen, die von einer innerlichen Gluth Zeugniß gaben, nicht ertragen.

„Fräulein Martha,“ fuhr er leiser, dringlich und in bebendem Tone fort, „Sie lassen mich!“

„Sie machen eine unbestimmte Bewegung. Er that ihr in dieser Minute wieder unfaßbar leid, und doch brachte sie's nicht über sich, das Wort, das er da, in ihrer Seele lebend, ausgesprochen, zurückzuweisen.“

„Ich bin der festen Ueberzeugung, Waffliow,“ sagte sie, noch immer mit sich ringend, indem sie ihm auswich, „daß Sie es gut mit meinem Bruder meinen — nun ja denn, und auch mit mir — aber ich habe das quälende Gefühl, daß Sie dem Kranken gegenüber nicht die rechte Art haben. Er mag selbst glauben, daß es ihm Vinderung und Trost bringt, mit Ihnen über die arme Sonja zu sprechen, sich in tausend Erinnerungen zu vertiefen, um ihr Bild immer von Neuem wieder vor sich erleben zu lassen. Aber hat der Kranke denn eine klare Vorstellung von dem, was ihm gut ist? Sie sind Arzt — Sie sind mit Rückenstich derselben Ansicht, daß ein seelisches, kein körperliches Leiden bei ihm vorliegt — also seien Sie auch Seelenarzt. Dulden Sie nicht, daß Jufus immer und immer wieder jener Epoche nachhängt. Diese fortgesetzten seelischen Aufregungen sind Gift für ihn. Ich fühle es — ich weiß es. Darum beschwöre ich Sie, bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, um Jufus mit Gewalt davon loszureißen.“

Sie hatte sich in große Erregung gesprochen. Waffliow senkte seine Blide, selbst mehr und mehr bewegt, in die Irnen.

„Also sprechen Sie es ruhig aus,“ sagte er tief aufathmend, „Sie haben kein Vertrauen zu mir.“

Sie antwortete nicht. Sein Blick, der aus flammendem Antlitz kam, zwang sie, die Lider niederzuschlagen. „Martha,“ hob er, die Stimme senkend, wieder an, „ich will Sie in Alles einweihen, will Ihnen darlegen, wie und mit welchen Hilfsmitteln ich Ihren armen Bruder dem Leben, der vollen Gesundheit wiederzugeben hoffe. Hören Sie mich an. Dann werden Sie erst verstehen. Und ich vertraue Ihr Mißtrauen nicht. Es lähmt mich, macht mich selbst krank. Denn ich — lassen Sie's mich doch endlich, endlich Ihnen gestehen — ich liebe...“

Es war ihr heiß und kalt überauslaufend. Ihr erregtes, trotziges Verbot hatte ihn gezwungen, abzugeben. Sie stredte abwendend die Hände nach ihm aus. „Nicht, nicht — ich dulde es nicht, daß Sie so zu mir reden! Hören Sie, Waffliow?“

Mitten im Zimmer war er stehen geblieben. Matt ließ er die Arme herabsinken. Nun schien er sich zu schämen, daß er sich von der Leidenschaft berart hatte hinführen lassen.

Draußen näherten sich Schritte. Das Stubenmädchen pochte an; es hatte eine Meldung für die junge Herrin.

„Er fertigte das Mädchen rasch selbst ab — denn der Gedanke, sich nach dem Vorgefallenen ohne weitere Aussprache von Martha trennen zu sollen, war ihm peinlich und demüthigend —, und dann kam er bittend wieder auf sie zu.“

„Sie haben recht, Martha, ich vermag mich. Und ich will Sie doch nicht begünstigen. Sie sollen das unbedingtste Vertrauen zu mir haben. Ich gelobe Ihnen, Martha, daß ich Ihren Bruder heilen werde. Aber geben Sie mir Zeit. Ich habe seit vielen Monaten mich mit Studien beschäftigt, von denen Rückenstich und die Anderen nichts ahnen. In den letzten Tagen ist es mir nun ganz klar geworden, welchen Weg ich einzuschlagen habe. Jufus hat seine Willenskräfte verloren. Lassen wir ihn so weitervegetiren, so ist er unrettbar verloren. Deshalb muß er unter den Willen eines Andern gezwungen werden — er muß gezwungen lernen. Und ich werde ihm befehlen, das zu thun, was zu seiner Genesung beitragen wird.“

Wieder war es der sinnende, mystische Ausdruck seiner blauen Schwärmeraugen, der sie in einen seltsamen Bann hielt. Sie verstand nicht recht, was er da sagte, wie er das meinte, es erschien ihr zuerst wie — herabwollte lächeln, aber das Lächeln erstarrt sofort wieder auf ihren Lippen, als sie den düsteren, im Augenblick fast fanatischen Zug seines Angesichts sah.

„Wie — soll ich das — verstehen?“ fragte sie betreten, fast stammelnd.

Er wies nach der Krankentische. „Sie wissen, daß ich seit Jahr und Tag an einem großen Werk arbeite. Wenn Jufus meiner nicht bedürfte, war ich immer mit Stubben sehr ernster Art beschäftigt. Ich sehe kurz vor der Lösung eines Problems, mit dem sich gerade in den letzten Jahren schon manche Aerzte, manche Philosophen abgemüht haben, ohne hinter die Geheimnisse zu kommen, die die gewaltige Natur und arnseligen Menschentem-

pern bisher aufgepart hat. Wissen Sie, was Hypnose ist?“

Sie wiederholte das Wort zögernd. „Gewiß. Eine Art künstlich erzeugten Schlafes.“

„Der Zustand dieses Schlafes ist nur die äußere Form für ein so intensiveres Innenleben,“ fuhr er über die Hypnose fort. „Ueber das Wesen der Hypnose ist schon viel hin- und hergestritten worden. Bloss in dem einen Punkte sind Alle einig, die überhaupt unter die Gläubigen zählen: daß in der Hypnose der Wille des Meisters auf das in den Schlaf versetzte Medium übergeht —, daß dieses gewissermaßen das Instrument des Willens seines Meisters wird.“

Wieder beschlich Martha jenes unheimliche Grauen vor dem Ruffen. Schritt für Schritt wich sie vor ihm zurück.

„Und Sie wollen sich also,“ begann sie stöckend, „zum Herrn des Willens meines Bruders machen — oder vielmehr ihn durch die Hypnose zwingen, Ihrem Willen zu folgen...“

Hestunlaues blickte Waffliow sie an. „Ja, Martha, ich will ihm den Willen zu le den übertragen, will ihn durch die Suggestion zwingen, Alles zu thun, was zu seiner Genesung beiträgt.“

„Durch die Suggestion — in der Hypnose?“ fragte Martha atemlos.

Der Russe bejahte kurz und ernst. Eine Pause entstand. Martha schloß ihre Kniee zitternd. Es fröstelte sie. Sie stredte die Hand nach einem Sessel aus.

„Was ist Ihnen?“ fragte Waffliow.

„Ich — fürchte mich!“ gestand Martha ein.

„Daß ich die Macht, die ich über Jufus gewonnen, anwenden werde, um seine Heilung herbeizuführen, — das könnte Sie fürchten machen?“ Ein schmerzliches, bitteres Lächeln zeigte sich auf seinem bleichen Antlitz. „Also genieße ich Ihr Vertrauen doch nicht!“

„Ich —“ fuhr sie auf, „ich fürchte mich.“

Martha kämpfte mit sich. Sie fand ein Mann der Wissenschaft —, ich habe nur das instinctive Bangen des Laien vor geheimen Naturkräften, die Ihnen vielleicht keine Geheimnisse mehr sind. Ich kann mich Ihnen nicht so recht erklären. Vielleicht ist es thöricht, lächerlich von mir. Aber ich fühle fast Schauer über mich kommen, wenn ich mit vorstelle, daß Jufus so das willenlose Werkzeug eines fremden Willens — wie Sie vorhin sagten — werden soll... Und wenn Rückenstich davon hörte...“

„Er da r's nicht erfahren!“ rief Gabriel Waffliow fast heftig. „Auch Jufus selbst soll es nicht wissen. Ich will nichts weiter als Ihr Vertrauen, Martha.“

„Mein Gott!“ sagte sie beunruhigt, „wie dürfte ich allein eine solche Verantwortung über mich nehmen!“

„Es ist keine Verantwortung dabei. Rückenstich hat Ihnen eingestanden, er sei unfähig, Ihren Bruder zu retten. Nun wohl, aber ich sichere Ihnen zu, daß ich ihn rette. Zu verlieren ist also Nichts — bloss zu gewinnen. Willigen Sie ein?“

Sie preschte die Hände in einander, blickte sich angstvoll um. „Ich — weiß nicht.“

„Ich sehe mehr ein als wissenschaftliche Ehre,“ sagte Waffliow, seinen Ton dämpfend, „ich sehe Alles ein, was mir überhaupt noch zu verlieren und zu gewinnen bleibt in meinem Leben: die Freundschaft Ihres Bruders und...“

Wieder entwand sie sich seiner Werbung. „Sie sollen nicht so zu mir sprechen!“ rief sie voller Verzweiflung. „Schonen Sie mich, ich flehe Sie an.“

„Aber Sie glauben an mich?“

Er stand zitternd vor ihr. Sie fürchtete sich vor der Leidenschaft, die in ihm tobte.

„An Ihren ethischen Willen — nun ja, ich will es versuchen...“

Abermals gab's eine Störung. Das Mädchen kam fragen, ob der Besuch denn nicht empfangen werden sollte. Sie hatte ihn in das Wohnzimmer der jungen Dame geführt.

Müthig nahm der Russe die Karte auf, die er vorhin dem Mädchen abgenommen und achlos auf einen Tisch geworfen hatte, und reichte sie Martha hin.

Im selben Augenblick, in dem Martha den Namen gelesen, entrang sich ihren Lippen ein freudiger Ausruf.

„Johannes — Johannes Brate ist's!“

Sie eilte nach der Thür, frohbeug, mit einem Schlage wie verjüngt.

Waffliow sah sie ganz verstört an. „Was ist's mit dem Fremden?“ fragte er, die Augenbrauen zusammenziehend. „Als sie sich umwandte und in sein vergämtes, düsteres Antlitz sah, wich ihr Frohmuth sofort wieder, und ein leichtes Frösteln überließ sie.“

„Der Bildhauer — der junge Lehner — aus Beshlingen, dem Schwarzwalddorf — von dem ich Ihnen doch schon sprach.“

Sie brachte sich sehr verwirrt vor und griffte sich selbst, daß sie sich nicht zu fassen vermochte.

„Oh, Ihr — Freund!“ sagte der Russe.

Es lag kein Spott in seinem Tone, als er dieses Wort vorbrachte — eher Verzweiflung.

Martha hatte bereits die Thür geöffnet. Sie hörte Johannes mit seiner weichen, hellen, treuerzigen Stimme ihren Namen ausrufen, als sie sich im Thürschwengel zeigte.

Nun eilte sie hinüber, ohne sich wei-

ter nach Waffliow umzusehen, und hielt dem Schwarzwälder ihre beiden Hände hin, die er herabst drückte.

„Also haben Sie doch Wort gehalten, Johannes!“ sagte sie strahlend, bewegt — und dabei iraten ihr die hellen Thränen in die Augen.

Die Thür hinter ihr war in's Schloß gefallen.

Mitten im Zimmer, das sie verlassen, stand Gabriel Waffliow und starrte die Thür an, durch die sie entschwinden, — als ob er das Geschehene nicht fassen könne.

3. Kapitel.

Während der herzlichen Begrüßung, des fröhlichen Plauderns, der bunter Fragen, die Martha dem jungen Künstler stellte — über sein Schwarzwalddorf, seine Mutter, seine Arbeiten — vergaß sie beinahe ihre Umgebung. Wie ein Sonnenstrahl irübe Nebel verschweicht, so brachte ihr die Ankunft des gefunden, glückseligen, warmherzigen Menschen eine Art innerer Harmonie, die sie so lange, so lange schon schmerzlich vermißt hatte.

„Aber die Frage des Besuchs nach Jufus zerriß dann schnell die rosigten Schleier, durch die sie in den paar Augenblicken des Vergessens die Welt gesehen hatte. Erschrocken entsann sie sich, daß es in diesem Hause der Trauer kein fröhliches Antlitz geben durfte.“

Sie fand wieder ganz in sich zusammen. Bestimmter offenbarte sie dem Freunde, was sie für grausame Zeiten durchgemacht hatte, seitdem sie sich an jenem wunderbaren Sommermorgen getrennt hatten.

Stauend, voll Schred und Theilnahme, in wachsender Erregung lauschte Johannes.

Ein Lufschloß, das er in seinen künftigen Phantasien erbaut, brach da in sich zusammen! Er brachte lange, bis er seine Fassung einigermaßen wieder fand. Dann aber sagte er traurig:

„Und Sie haben mich die ganze Zeit über in verwegener Hoffnung gelassen, ohne mir mit einem einzigen Wort zu verrathen, wie die Sachen hier standen! Wollten Sie mich nicht in's Vertrauen ziehen — oder hatten Sie mich ganz vergessen?“

Sie konnte ihn nicht so gebriickt sprechen hören. Rasch gab sie ihm ihre Hand und sagte herzlich, wieder einen Aufschub nehmend aus ihrer eigenen Niedergeschlagenheit: „Sie sollen mich nicht mißverstehen. Ich habe oft an Sie gedacht — und in aller Herzlichkeit. Wundamal wollt' ich Ihnen auch schon schreiben. Aber, ehrlich gesagt, ich fand den Muth nicht. Die grausamen Prüfungen, die ich hier zu bestehen hatte, entfernten mich so weit von der wundervollen Jufus, die der Sommer mir geschenkt hat, daß es mir wie ein Frevdel vorkam, all' mein Leid mit über die Menschen zu bringen, an deren sonniger Stimmung ich mich selbst so erwärmt, so erhoben hatte. Verstehen Sie mich? Die Erinnerung an Ihr liebes Schwarzwalddorf war für mich eine Dase in der Wüste.“

Das waren offene, herzliche Worte, die den einfachen Menschen rühren und zu Dank bewegen mußten.

„Aber nun ich da bin,“ sagte er dann herzlich und in bittendem Tone, „werden Sie mir doch auch wieder Antheil an der Gegenwart geben — nicht nur an der Vergangenheit?“

Sie lächelte trübe. „Wenn die Gegenwart nur nicht so unfaßbar traugrig wäre.“ Eine Weile blickte sie sinnend vor sich nieder. „Aber es ist mir doch wie eine Frigung des Himmels, daß Sie gerade jetzt gekommen sind — gerade heute.“

Es beunruhigte ihn Etwas in ihrem Ausbruch. „Sie haben noch andere Sorgen als die um den Kranken?“ fragte er zögernd.

Eine Weile blieb es still. Sie seufzte nur leise auf und erhob die Hände zu den Schläfen.

Johannes war aufgestanden. Er deutete nach der Thür. „Waffliow ist mitgekommen? — Um ihn handelt sich's?“

Es kam zu keiner weiteren Aussprache, denn der Russe stellte sich, nachdem er das Mädchen mit einer höflichen Anfrage hereingelockt hatte, selbst ein. Nichts verrieth die gewaltige Aufregung, die in ihm tobte, als er seinem Nebenbuhler gegenübertrat, sich freundlich verneigend, während Martha die Vorstellung besorgte.

„Jufus empfängt sonst keinen Besuch,“ sagte sie dabei zu dem jungen Künstler, „aber mit Ihnen wird er eine Ausnahme machen. Lassen Sie mich nur zuerst bei ihm anfragen. Er ist ein bißchen eigenartig, wie ich Ihnen schon sagte.“

Während sie beim Kranken weilt, gab es zwischen den beiden Zurückgebliebenen nur eine stöckende, frostige Unterhaltung. Der Russe war dem jungen Schwarzwälder sofort unheimlich pathisch. Johannes sagte sich ja, daß es bloss die Eiferjucht war, die ihn den „Anderer Martha's so kritisch betrachtete, aber die fühlte, höflich glatte Art des Andern mißfiel ihm durchaus.

Inzwischen hatte Martha keine leichte Aufgabe dem eigensinnigen Bruder gegenüber durchzuführen. Sie mußte ihn daran erinnern, daß Johannes Brate ihr das Leben gerettet, daß sie ohne dessen Aufopferung elendiglich im brennenden Schulhaus zu Neßlingen umgekommen, im Rauch erstickt wäre.

Jufus willigte endlich ein, den Herren zu empfangen. Aber Martha merkte wohl, wie schwer es ihm ward, seine Abneigung gegen neue Begegnungen zu überwinden. Merglich starrte

er noch der Thür — der Schwefel perlte auf seiner Brust. Verwüthlich schien er erst, als er hinter dem Schwarzwälder seinen Freund Gabriel eintreten sah.

Der junge Künstler war der ehehchen Bewunderung für das Talent des so rasch berühmt gewordenen Jufus Spener voll, für ein Talent, das nun brach lag, nachdem es so Schönes geschaffen.

Es waren also keine Durchschnittsfragen, die er dem Kranken über seine, von ihm oft bewunderte Gruppe im Schloßgarten sagte. Wie er darüber sprach, was er hervorhob, bewies, daß er ein zehlfaches Urtheil besaß.

„Justus that die warme Anerkennung, die ihn an längst, längst vergangene Zeiten erinnerte, wohl — gleichzeitig schien sie etwas Beschämendes, Aufreizendes für ihn zu haben.“

„Meine Schwester sagte mir, daß Sie zu Schwarzwalddorf wollten,“ brachte er nervös und ungeduldig hervor. „Da werden Sie böse Dinge über mich zu hören bekommen. Der Professor schrieb mir einmal — haha — es war schon eine Lust, sich vorzustellen, wie er dabei wüthete, außer sich war, mit nicht sein Boffstichloß an den Kopf werfen zu können. Er ist so tolltollt gegen mich — am liebsten bräuchte er mich um. Er kann es nicht überwinden, daß ich sein Aelter verlassen habe. Und wie ungerecht er früher meine Arbeiten beurtheilt hat!“

„O nein, Herr Spener,“ widersprach Johannes, „der Professor sagte mir noch heute früh, Sie seien sein talentvollster Schüler. Er war nur außer sich, daß Sie sich gar nicht wieder bei ihm blicken ließen. Daß Sie krank seien, wußte er also wohl gar nicht.“

„Ich wollte nicht, daß er's erfährt. Ich wollte ihn mit Absicht trüben. Weil ich die Kunst hasse — ja hasse!“

Er regte sich darauf, daß Waffliow zu ihm treten mußte, ihn zu beschwichtigen.

Martha war überaus, zu hören, daß Johannes bereits beim Professor gewesen war. Um das Gespräch zu Jufus abzulenken, fragte sie ihn nun gleich, wie er dort aufgenommen worden sei, und wie sich Schwarzwalddorf seinen weiteren Lehrgang dente.

Freimüthig schilderte der junge Künstler seine Erlebnisse. Eine arbeitsreiche Zeit lag hinter ihm. Sein Münstermodell war fertig. Das waren aber Feiertagen für ihn gewesen, während deren er an diesem schwierigen Werk gearbeitet hatte. Seine Hauptbeschäftigung war größerer Natur gewesen. Er hatte nur mit Jufus' Hilfe vieler Nachstunden die Schnitzereien für die Möbelabrik noch zum geforderten Termin abliefern können.

„Aber jetzt ahme ich frei auf,“ sagte er zu den Geschwistern, während es fröhlich in seinem Antlitz aufleuchtete, „ich bin für ein paar Monate sicher gestellt, brauche vorläufig nicht wieder zum Handwerk zu greifen, um mich durchzuschlagen, kann mich völlig der Kunst widmen, und der Professor will sogar seinen Einfluß aufbieten, daß das Kunstgewerbemuseum mein Münstermodell ankaufte. Dann wäre ich auch der letzten Sorge für die Zukunft ledig.“

Es lag eine solche Frische in seiner ganzen Erscheinung, eine solche Lebenskraft in seinen Anschauungen, daß ein größerer Gegenlag als der zwischen ihm und den beiden Männern, die das Zimmer mit ihm in dieser Minute theilten, nicht wohl denkbar war. Selbstamerweise fand Jufus mehr und mehr Gefallen an ihm, nachdem die erste Fremdheit gewichen.

So energisch er immer erklärte, daß er jedes Interesse für die Kunst verloren habe, insgesammt beschäftigte ihn doch noch manchmal diese und jene Frage, die er in früheren Zeiten mit dem originellen Professor erörtert hatte, und über die es zwischen ihnen zum Streit gekommen war. Und so brachte die Anregung, die Johannes dem Kranken gab, es denn dahin, daß Jufus — zu Martha's nicht geringerem Verwunderung, aber heimlicher Freude — sich alsbald in ein sachmännliches Gespräch mit dem Besuch versetzte.

Als Johannes dann endlich aufbrach, begleitete ihn Martha selbst bis in's Treppenhaus. Dantersfüllt preschte sie beim Abschied immer wieder seine Hand.

„Oh, ich ahnte es ja,“ sagte sie, wie erlöst aufathmend, „daß Ihr Einfluß von Segen sein würde für den Unglückseligen. So lebhaft habe ich ihn überhaupt noch nicht gesehen, seitdem er von der Reise zurück ist. Sie kommen bald, bald wieder, nicht wahr? Und das nächste Mal wird Jufus mit Ihnen über's Aelter sprechen. Dann werden wir Sie immer in der Nähe haben...“

„Ach, ich bin ja so glücklich...“

Auch Johannes fühlte sich erhoben. Er war in ziemlich gedrückter Stimmung hergetommen. So überraschend anständig die Aufnahme von Seiten des Professors gewesen war — die lange Trennung von Martha hatte eine gewisse Wangigkeit in ihm gezeitigt. Vielleicht war er mitlammend den glücklichsten Sommer-Blauerstunden längst vergessen!

Von neuen Hoffnungen belebt, ging er nun heim. Er hatte sich in der Bahnhofsstraße eingemietet. Es war ein fauberes, aber fast dürftiges Quartier bei einer armen Bahnbeamtenwitwe.

(Fortsetzung folgt.)